

Gastkolumne

Zu Hause leben Frauen mit Abstand am gefährlichsten

Das wirksamste Mittel gegen die Gewalt in Beziehungen mag banal klingen. Es heisst: darüber sprechen



Claudia Franziska Brühwiler

Kommenden Mittwoch werden die meisten ihr gewohntes Tagesprogramm abspulen und das Datum mit einem Schulterzucken zur Kenntnis nehmen. 8. März - war da was? Der Internationale Frauentag hat sich in manchen Köpfen nie ganz von seinen sozialistischen Wurzeln emanzipieren können, obschon er seit 1975 im ideologisch (fast) neutralen Kalender der Vereinten Nationen als einer von über hundert Welttagen geführt wird.

Eingekeilt zwischen dem heute Sonntag erstmals begangenen «Internationalen Tag der Abrüstung und der Förderung des Bewusstseins für Nichtverbreitung» und dem «Internationalen Tag der Richterinnen» vom kommenden Freitag, steht der Frauentag dieses Jahr unter dem Slogan «DigitALL - Innovation und Technologie für Geschlechtergleichheit». Zweifellos ein wichtiges Thema, aber wohl keines, das mobilisiert. Stattdessen würde besser ein weiterer Welttag gestrichen und dessen Anliegen am 8. März jeweils in den Vordergrund gerückt: der Internationale Tag zur Beseitigung der Gewalt gegen Frauen am 25. November (kurz nach dem Welttag des Fernsehens).

Lautete der Schlachtruf der zweiten Frauenbewegung ab den sechziger Jahren, das Private sei politisch, hat das die heutige digitale Medienwelt längst abgeändert zum

Motto: Das Private ist öffentlich. Mitunter verschmelzen die beiden Leitsprüche, indem das Private erst durch die Öffentlichmachung als gesellschaftliches und damit politisches Problem erkannt wird. 2009 zierten plötzlich Bilder von Rihannas geschundenem Gesicht die perfekt inszenierten Hochglanzmagazine und führten drastisch vor Augen, was häusliche Gewalt bedeutet - und dass wirklich jede Frau, jedes Mädchen ein Opfer werden kann. Sogar ein Weltstar wie Rihanna. Die so entfachte Debatte nahm zwar phasenweise Wendungen, die der Sache und dem Opfer schadeten. Immerhin fand sie statt und leuchtete so ein Thema aus, das in Form von Statistiken einen flüchtigen, weil anonymen Eindruck hinterlässt.

In der Schweiz blieb es hingegen selbst dann merkwürdig still, als eine frühere Bundesrätin ein Opfer häuslicher Gewalt wurde. Ihr Mann soll die einstige Politikerin im Rausch attackiert haben, er kam in Haft und bald wieder auf freien Fuss. Die Frage, hinter wie vielen Fassaden sich ähnliche Abgründe auftun könnten, war den Medien weniger Platz wert als einst die Outfits der Politikerin. «Privatsache!», werden einige nun rufen. Und ja, auch Personen, die einst in der Öffentlichkeit standen oder es noch immer tun, haben ein Recht auf Privatsphäre. Es ist jedoch ein falsch verstandener Schutz, wenn die Chance zu einer breiten Diskussion eines gesellschaftlichen Problems verpasst wird.

In Winterthur, wo ich wohne, rückt die Stadtpolizei zweimal täglich wegen Fällen häuslicher Gewalt aus. Im Schnitt tötet in der Schweiz alle zwei Wochen ein Mann eine Frau. Laut dem Eidgenössischen Büro für die Gleichstellung von Frau und Mann leben wir im einzigen Land Europas, in dem zwischen 2010 und 2014 mehr Frauen als Männer



In meinem weiteren Umfeld wurden in den letzten zehn Jahren vier Frauen getötet. In der Schweiz.

Opfer eines Tötungsdelikts geworden sind. Das sind die trockenen Zahlen, die einen Moment lang aufhören lassen und dann vergessen gehen. Unvergessen bleiben jedoch die Opfer hinter der Statistik.

Das Klischee will es ja eigentlich, dass Frauen mit einem akademischen Hintergrund keine Tötungsopfer kennen - oder wie es die deutsche Comedian Carolin Kebekus ausdrückte: «Studieren geht über Massakrieren.» Und doch wurden in meinem weiteren Umfeld in den letzten zehn Jahren vier Frauen getötet. In der Schweiz. Eine Tierärztin fiel einem Kriminaltouristen zum Opfer; eine Juristin im diplomatischen Dienst wurde von ihrem Ex-Mann, einem Rechtswissenschaftler, erschossen; eine Kita-Mitarbeiterin wurde von ihrem Stalker umgebracht; und eine Wirtschaftsprüferin wurde mutmasslich Opfer ihres Partners. Während unser Strafrecht die vier Fälle in verschiedene Schubladen - Mord, Totschlag - steckt, kennt die Soziologie eine umfassendere Bezeichnung: Femizid.

Der Begriff wird kritisiert, weil er nahelegt, die Opfer seien getötet worden, weil sie Frauen seien, obwohl doch die wenigsten Tötungsdelikte auf direkten Frauenhass zurückzuführen sind. Tatsächlich sind die Motive in der Regel konkreter - Eifersucht, Streit - und in der Beziehung zwischen Täter und Opfer begründet. Und doch ist der Streit um Begriffe müssig. Denn Jahr für Jahr gibt es weiterhin viele Frauen, die noch leben würden, wären sie Männer. Zum 8. März brauchen wir keine Blumenstrüsse, sondern eine Diskussion darüber - und hoffentlich bald Gegenmassnahmen.

Claudia Franziska Brühwiler lehrt an der Universität St. Gallen Amerika-Studien.



ILLUSTRATION: GABI KOPPE

Medienkritik

«Das Magazin» hat sich überlebt



Felix E. Müller

S tellt «Das Magazin» den Olymp des Schweizer Journalismus dar, weshalb die kolportierten Mobbingfälle auf dessen Redaktion besonders gravierend sind? Die These ist doppelt verfehlt. Vielleicht sind die Arbeitsbedingungen dort noch olympisch. Aber sonst lebt das Heft weitgehend von seinem Mythos.

Gegründet wurde «Das Magazin» 1970. Es deckte ein doppeltes Bedürfnis ab. Hier konnte sich die Generation der 1968er mit ihren frechen Ideen und neuen journalistischen Ansätzen austoben, während die Zeitung «Tages-Anzeiger» brav Pressekonferenzen besuchte und Communiqués abdruckte. Zudem bot es eine Plattform für hochwertige Farbanzeigen, die der Inseratemarkt dringend suchte.

53 Jahre später hat sich die Branche fundamental gewandelt. Journalistische Magazinansätze und Magazinthemen finden sich heute täglich in den Zeitungen und auf Onlineportalen. Und die Luxusgüterindustrie hat längst spezialisierte Kanäle für ihre Anzeigen gefunden, sie kommt meist ohne Magazin aus.

Und so sieht das Heft heute aus: Eine der letzten Ausgaben brachte einen Artikel über Schnee, einen über den Mangel an Hausärzten und einen über die Leiden ukrainischer Flüchtlinge. Keine Spur von frechen oder überraschenden Textformen; bezahlte Anzeigen gab es keine. Journalistisch ergibt es keinen Sinn mehr, einen Beitrag über fehlende Hausärzte - so gut er auch ist - mittels teurem Papier und kostspieligem Druck aufzuwerten. Er könnte ohne weiteres in der Zeitung publiziert werden. Und da es kaum noch Anzeigen gibt, fällt auch diese Rechtfertigung für die weitere Herausgabe dieses Produkts weg.

Noch verfehelter ist es, auch Mobbingfälle auf diese Weise veredeln zu wollen. Sie wären genauso schlimm, hätten sie sich so, wie behauptet, beim «Entlebucher Anzeiger» zugetragen.

Felix E. Müller präsidiert den Stiftungsrat Journalistenschule MAZ in Luzern.

51 Prozent

Sprache darf auch weh tun



Nicole Althaus

Als Frau wurde man ja früher, bevor die allgemeine sprachliche Sensibilität um sich griff, gern als «hysterisch» bezeichnet, konnte man sich für einmal nicht beherrschen. Heute gilt ein Mensch mit Menstruationshintergrund höchstens noch als «emotional» oder «überempfindlich». Die Hysterie ist wie die Krankenschwester aus unserem Wortschatz getilgt worden, doch die geschlechtsspezifischen Vorurteile und Realitäten herrschen weiter und sie würden wohl auch überleben, sagte man fräuschen statt herrschen.

Zwar ist Sprache keineswegs starr und unser Wortschatz wandelt sich permanent. Zuletzt konnte man das in der Pandemie beobachten, als boostern zum omnipräs-

ten Verb wurde und Querdenker plötzlich zum Schimpfwort verkam. Nur hat sich bisher die Sprache jeweils der gesellschaftlichen Realität angepasst, nicht umgekehrt.

Die Hoffnung nämlich, man könne die Wirklichkeit verändern, wenn man sie nur anders benennt, mutet nicht nur weltfremd an, sie ist geprägt von moralischer Überheblichkeit, die mich ärgert. Womit wir erneut bei den leidigen Gefühlen angelangt sind: Kürzlich habe ich in einem Café am Nebentisch einem Gespräch über die «mangelnde soziale und bildungsspezifische Teilhabe von Menschen aus finanziellen Armutslagen» zugehört, und sofort war mir klar, dass ich mich nie daran beteiligen könnte, ohne als Ignorantin zu gelten. Nicht, weil ich als Tochter von Eltern, die sich eine höhere Ausbildung nicht leisten konnten, ahnungslos gewesen wäre, wie sich mangelnde Bildungsteilhabe anfühlen mag. Nein, aus dem simplen Grund, dass mir der sensible Wortschatz dazu fehlt, um aus dem Thema zu eliminieren, was in mir hochstieg: Emotionen.

Natürlich kann man im Internet das nötige Vokabular nachschlagen. So gibt es etwa das «Glossar zum armutssensiblen Sprach-

gebrauch» mit Instruktionen, die einen durch das Minenfeld der Muttersprache führen und Worte mit potenziellen Nebenwirkungen grossräumig umfahren. Hat man das Prinzip erst einmal intus, ist es tatsächlich einfacher, von «Menschen mit limitierten finanziellen Ressourcen» zu sprechen als von Armen. Ersteres ist eine Umschreibung, die keinen bitteren Nachgeschmack hinterlässt, das Zweite ist direkt, klar, brutal. Das Wort Armut tut vielleicht weh, aber die Frage muss erlaubt sein: Legt, wer es in den Mund nimmt, wirklich weniger Rücksicht an den Tag, als jemand, der vorsortierte Ausdrücke aneinanderreihet, die klingen wie ein euphemistischer Katechismus?

Guter Journalismus braucht Worte, die treffen. Das beweist die amerikanische Autorin Katherine Boo in ihrem preisgekrönten Meisterwerk «Behind the Beautiful Forevers» mit wenigen Sätzen:

«Die Einbeinige hiess eigentlich Sita. Sie war hellhäutig, normalerweise ein Pluspunkt. Aber ihr verkümmertes Bein hatte den Brautpreis massiv gedrückt. Ihre Eltern hatten das einzig überhaupt abgegebene Angebot angenommen. Es kam von einem



Am Nebentisch ging es um «mangelnde soziale und bildungsspezifische Teilhabe von Menschen aus finanziellen Armutslagen».

armen, hart schuftenden, unansehnlichen, alten Muslim.»

Mit wenigen ausgesucht schonungslosen Worten führt uns die Autorin die Realität in den Slums von Mumbai vor Augen. Die Bilder verschwinden sofort, übersetzt man die Sätze in eine diskriminierungsfreie Sprache:

«Sita hiess die Person mit Behinderung. Ihr Hautton brachte ihr zwar ein Set an unverdienten Privilegien ein, doch ihre körperliche Einschränkung senkte ihren Status für potenzielle Partner. Deshalb akzeptierten ihre Eltern den einzigen Heiratsantrag. Er kam von einem Menschen, der sich zum Islam bekannte, über limitierte finanzielle Ressourcen verfügte, dessen physische Erscheinung sich von den als attraktiv eingestuften Merkmalen der Gruppe unterschied und der im dominanten Diskurs als hart arbeitend und alt eingestuft wurde.»

Solche Sätze tun niemandem weh. Aber sie berühren auch nicht. Man kann die Menschen weder sehen noch ihre Armut riechen. Vielleicht ist das ja das Ziel.

Nicole Althaus ist Chefredaktorin Magazine bei der «NZZ am Sonntag».